

1.4 Was ist nun ein Gefühl? – Sieben Thesen

Zum Abschluß des ersten Kapitels sei noch einmal zusammengetragen (und zugespitzt), was bis hierher behandelt worden ist. Als Ergebnis einer alltagsweltlich und -sprachlich orientierten Rekonstruktion des Begriffs »Gefühl« einerseits, in der Folge der Auseinandersetzung mit einem Emotionsbegriff andererseits, wie er in der Emotionspsychologie diskutiert wird, sollen – in thesenhafter Form – einige Vorschläge unterbreitet werden. Aus der Summe dieser Thesen läßt sich zudem bereits eine recht genaue Vorstellung davon ablesen, welches Konzept des »Gefühls« psychologische Emotionstheorien m. E. zugrunde legen sollten.

Außerdem ist hier der rechte Ort für einige Bemerkungen zu den Wörtern »Emotion« und »Gefühl« sowie zu ihrer Verwendung in der vorliegenden Arbeit. Es dürfte aufgefallen sein, daß ich beide benutze, aber vielleicht noch nicht hinreichend deutlich geworden, wann und aus welchen Gründen das eine oder andere. Weil ich den Erlebensaspekt in das Zentrum einer psychologischen Emotionsforschung rücken möchte (wo m. E. nichts anderes hingehört), verwende ich, wo immer es möglich ist, das Wort Gefühl, an dessen Rehabilitierung mir liegt. Eine durchgängige Verwendung ist jedoch nicht möglich: Erstens hat sich der Begriff Emotion so weitgehend durchgesetzt, daß es kaum möglich erscheint, ihn gänzlich zu vermeiden oder gar durch einen anderen zu ersetzen. Zweitens, und das verkompliziert die Situation beträchtlich, bezeichnet »Emotion« im Kontext der Emotionstheorien nun natürlich auch nicht immer dasselbe wie »Gefühl« – denken wir exemplarisch etwa an den eben diskutierten Scherer (1990a), wo Gefühl *als ein Teil* der Emotion wieder ins Bild rückt. Geht es um eine kritische Diskussion verschiedener Emotionstheorien, dann ist bereits aus diesem Grund auch die Verwendung des Terminus »Emotion« angebracht – um nicht zu verschleiern, daß hier und da auf die eine oder andere Weise ein Konstrukt zur Sprache kommt und behandelt wird, welches sich maßgeblich von dem (hier gegenwärtig entfalteten) des Gefühls unterscheidet. – Aber liegt dann nicht der Einwand nahe, daß hier Unvergleichbares verglichen wird, daß das Gefühl, dessen Rehabilitierung ich verfolge, nicht mit der Emotion sensu James oder Schachter und Singer etc. zu vergleichen wäre, sondern etwa mit jenem Teilaspekt von »Emotion«, der immer dann aufscheint, wenn vom Erleben die Rede ist (oder Wörter wie »Gefühl«, »affektive Komponente« etc. explizit fallen)? – Ich glaube, ein solcher Einwand geht an der Sache vorbei; er wäre angemessen, wenn »Emotion« ein explizit eingeführtes und dauerhaft übergeordnetes Konstrukt bezeichnen würde (dessen Verwendung dann am besten auf die akademische Psychologie beschränkt bliebe), für welches dann wiederum

»Gefühl« in der einen oder anderen Weise von Bedeutung wäre – wobei man dann schließlich dieses Gefühl ebenfalls präziser fassen und zum Gegenstand psychologischer Forschungen machen könnte. Aber das ist nicht der Fall. Gerade auch in emotionstheoretischen Kontexten wird über Emotionen eben so geredet, *als ob* damit Gefühle gemeint seien. Dies läßt sich an einer Fülle von Beispielen zeigen. (Solche Beispiele betreffen einerseits die Verwendung von »Emotion« im wissenschaftlichen Diskurs selbst, andererseits läßt sich die Tatsache als ein Beleg hinzufügen, daß auch das Wort »Emotion« wie so manche andere aus der Psychologie in die Alltagssprache eingedrungen ist. Dort wird es weitgehend als ein [als Fremdwort nobilitiertes] Synonym für »Gefühl« verwendet.) Und umgekehrt kennt darüber hinaus eben auch der alltägliche (und dabei nicht allein sprachliche) Umgang mit dem Gefühl dessen »motivierende« Anteile, die Rolle der Kognitionen oder des expressiven Verhaltens für es usw. – hat also Platz für diese (und andere) Komponenten eines Konstruktes. Daher spricht nichts gegen einen Vergleich. Und es spricht kaum etwas dafür, einen mehr oder minder gefühlsleeren Emotionsbegriff an einer Stelle aufzubauen, an der er stets eine traurige Gestalt abgeben wird – mehr dagegen schon dafür, den Begriff des Gefühls dort zu entfalten, wo er seinen angestammten Platz hat, und ihn dabei von Duselei ebenso frei zu halten wie von der undankbaren Aufgabe, als Hanswurst den Gegenspieler der Rationalität zu geben.

1. Im Zentrum eines psychologisch gehaltvollen Begriffs vom Gefühl, eines Begriffs, der vor allem auch in der (und für die) Alltagswelt wiedererkennbar bleibt, steht der Erlebensaspekt. So überflüssig es zu sein scheint, daran zu erinnern, daß der »innerste Kern« des Gefühls die Tatsache ist, daß es sich eben irgendwie anfühlt, so nötig scheint diese Erinnerung, sobald man nach den Spuren sucht, die die erwähnte Tatsache in der einen oder anderen Emotionstheorie hinterlassen hat, Spuren, die mitunter erkaltet, verwischt oder gar nicht erst aufzufinden sind.⁹² Der Erlebensaspekt scheint mir nicht nur der psychologisch interessanteste der bislang angesprochenen zu sein (oder doch zumindest derjenige, der Psychologen

92 Vierundzwanzig Prozent der Definitionen, die in den zehn Jahren nach 1970 eine »affektive Komponente« ins Zentrum ihrer Charakterisierung stellen (vgl. Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 354), sind eben noch nicht genug – auch wenn in die richtige Richtung weist, daß knapp achtzig Prozent eine solche zumindest unter anderen Kategorien nennen (ebd.). Und eine »Gefühlskomponente« bei Scherer (1990a, S. 4 f.), die nur eine Komponente neben anderen ist, welche alle notwendig zusammenkommen müssen, ist eben nicht radikal genug – auch wenn in die richtige Richtung weist, daß diese Gefühlskomponente als Zustandsform eines Monitorsystems besonders hervorgehoben und geadelt erscheint (vgl. Kapitel 1.3).

am ehesten zu interessieren hätte), er ist wohl auch der einzig wirklich unverzichtbare Aspekt. Gefühle ohne motivierenden Charakter oder durch sie (mit) veranlaßte Handlungen, ohne für andere wahrnehmbaren Ausdruck, ohne *spezifische* physiologische Änderungen, ohne mehr als marginale »Kognitionen« usw. lassen sich denken, Gefühle ohne Erleben nicht.

2. Die »physiologische Komponente« der Emotion spielt für den hier entfalteten Begriff des Gefühls eine untergeordnete Rolle. Zumindest ein unspezifisches, nicht für Emotionen (oder bestimmte Emotionen) charakteristisches physiologisches Geschehen stellt selbstverständlich eine notwendige Bedingung für das Gefühl dar: Tote haben keine Gefühle. Aber selbst wenn es gelänge (oder insoweit es gelingt), ein spezifisches, für Emotionen oder gar eine bestimmte Emotion charakteristisches (neuro-) physiologisches Geschehen zu beschreiben (oder am Ende gar – Glückseligkeit der Technokraten – kausal aus den vorangegangenen physiologischen Zuständen zu erklären), so würde das nichts über ein Gefühl lehren, für welches »Erleben« wesentlich und unverzichtbar ist. Es würde nicht dabei helfen können, Gefühle zu klären, über ihre Herkunft bzw. Entstehung nachzudenken, ihre Einbettung in alle anderen Lebensbereiche – oder aber umgekehrt die Einbettung dieser Lebensbereiche in das Gefühlsleben – zu erwägen. Es würde auch nicht dabei helfen, mit unerwünschten Gefühlen umzugehen, oder aber mit erwünschten. Dies anzunehmen bedeutete einen klassischen Kategorienfehler im Ryleschen (vgl. 1969, S. 14 ff.) Sinne. (Und was kann eine Geistes- oder Sozialwissenschaft, über eine zweckentbundene Erkenntnis hinaus, anderes oder besseres anstreben, als solche Hilfen für eine alltägliche Praxis? Etwa die Entdeckung allgemeiner Gesetze mit der Möglichkeit, diese in der Form einer Technologie zur Anwendung zu bringen?) Für das Gefühl (wie es hier expliziert wird) sind physiologische Prozesse nur insoweit von Bedeutung, als einige dieser Prozesse fühlbar sind – und so als Empfindung Bestandteil des Gefühls werden können (vgl. Kapitel 1.1.4 und 1.2.1). Das Rotwerden des Gesichts, der Blutandrang bringt eben eine Art Wärmegefühl mit sich. Ein Schweißausbruch, Herzrasen, Gänsehaut – all dies sind eben nicht allein physiologische Prozesse, sondern auch »eigen-wahrnehmbare« Phänomene, die wie skizziert Bestandteile komplexer Gefühle werden können. Abgesehen von diesem Berührungspunkt interessiert sich eine am Gefühl ansetzende Psychologie kaum für lediglich ermöglichende, physiologische Prozesse.⁹³

93 Womit nicht gesagt ist, daß sich überhaupt keine (auch psychologischen oder Psychologie-relevanten) Fragestellungen denken lassen, die sinnvollerweise unter Rekurs auf die physiologische Ebene anzugehen sind. Ein Schlüsselwort ist hierbei das mit Bedacht gesetzte »ermöglichend« – ist etwa das physiologische Geschehen »im Normalfall« hinlänglich bekannt und werden bei einem

3. Die Thesen 1 und 2 haben Konsequenzen für den empirischen Zugang zum Gefühl. Wer sich wissenschaftlich für das Gefühl interessiert, wie es Menschen fühlen, und nicht für ein lebensweltfremdes und erlebensbereinigtes Konstrukt, für den scheidet eine naiv-vorbehaltlose Annäherung über die bloß physiologisch-ermöglichende Ebene aus. Wem andererseits das Beispiel des eigenen Gefühls, welches alleinig aus der Innenperspektive des Fühlenden bekannt ist, nicht als Ausgangsbasis für allgemeine Aussagen auszureichen scheint, wer also davor scheut, allein das eigene Innere (weitestmöglich) nach außen zu holen und wie mit dem Nudelholze auszuwalzen,⁹⁴ der ist auf die »mittlere« Ebene des Zugriffs (vgl. Kapitel 1.1.1), auf die Beschäftigung mit dem symbolisch vermittelten *Gefühlsausdruck*, sei er sprachlich oder nicht, angewiesen. Allerdings würde er, unser »idealer« Gefühlsforscher, dabei nicht vergessen, daß sein Zugriff ein vermittelter ist; er würde den Gefühlsausdruck und den sprachlichen Ausdruck von Gefühl nicht mit dem eigentlich interessierenden Phänomen, dem Gefühl, verwechseln oder gar identifizieren. Denn an diesem Phänomen bleibt mitunter ein Rest, der sich noch der subtilsten sprachlichen Vermittlung verweigert, auf den, wie in Kapitel 1.1.1 formuliert worden ist, nur noch gezeigt (oder verwiesen) werden kann: Das wüßte unser Gefühlsforscher, gleichwohl machte es seine Bemühungen nicht überflüssig. Der erwähnte Rest scheint direkt nur im eigenen Erleben auf – demzufolge zöge es der Gefühlsforscher hier und da durchaus als »Gegenprobe« heran, wohl wissend um die Grenzen eines solchen Vorgehens insbesondere in interkulturellen Kontexten, aber auch wissend um das Fehlen irgendeiner Alternative. Für die große Anzahl von Fällen, die nicht Rest ist, sondern Hauptsache, bediente er sich dagegen zeitgenössischer semiotischer Überlegungen, mit denen das Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem angemessen beschrieben werden kann. Sie versetzten ihn nicht nur in die Lage, adäquat mit dem Unterschied zwischen Gefühl und (wie auch immer geartetem) Gefühlsausdruck umzugehen (und daher auch in die Lage, über den Gefühlsausdruck auf das Gefühl zuzugreifen), sondern ermöglichten ihm darüber hinaus, zu unterscheiden zwischen einem Fall a), in dem jemand über sein Gefühl redet und es damit zum »Ausdruck« bringt, einem Fall c),

Fall von Depression auffällige Abweichungen festgestellt, ist darüber hinaus ein (bspw. pharmakologischer) Eingriff denk- und machbar, der die Abweichungen beseitigt und »alles wieder ins Lot bringt«, dann liegt sicherlich eine sinnvolle Anwendung physiologisch orientierter Psychologie vor. Nur – auch auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen –, über das Traurigsein hat man damit rein gar nichts gelernt.

- 94 Vielleicht ja einfach, um weder Leserschaft noch (dann) sich selbst in Verlegenheit zu bringen, denn »das Publicum verwechselt leicht Den, welcher im Trüben fischt, mit Dem, welcher aus der Tiefe schöpft« (Nietzsche 1999, S. 492).

in dem die aufgehende Sonne »Ausdruck« des beginnenden Tages ist und einem auf vertrackte Weise dazwischen liegenden Fall b), in dem ein Lächeln »Ausdruck« von Freude ist.

4. Gefühle *können* uns dazu veranlassen, etwas zu tun, aber sie *müssen* es nicht. Wer nicht von vornherein einen Teil des breiten Phänomenbereichs »Gefühl« aussondern und sodann vernachlässigen will (und sich folglich damit zufriedengeben will, ein selektives und verzerrtes Bild zu zeichnen) – den Teil der Gefühle nämlich, der sich noch den Nächsten weder durch Taten noch durch Worte zu erkennen gibt, eine geheim gehaltene, aber natürlich gleichwohl gefühlte, »unmögliche« Liebe etwa, oder eine verborgen gehaltene, intensive Abneigung gegenüber jemandem, dem auszuweichen der Alltag nicht gestattet –, wer also solche Gefühle weiterhin (und zu Recht) als Gefühle behandeln möchte, der tut gut daran, nicht auf einen (wie im Einzelfall auch immer genannten) »motivationalen Aspekt«⁹⁵ des Gefühls zu insistieren. Wer umgekehrt nicht aus dem Auge verlieren möchte, daß sich manche Gefühle ohne ein bestimmtes Tun schlechterdings nicht denken lassen – als Beispiel in Kapitel 1.2.4 diene uns der Wutanfall –, der tut gut daran, eine »motivationale Komponente« des Gefühls in seine Überlegungen mit einzubeziehen: in jedem Fall als fakultative, in keinem Fall als obligatorische »Zutat«. Beide tun obendrein gut daran, sich zweier oben skizzierter Probleme bewußt zu bleiben. Zum einen des Ungenügens der gleichwohl verbreiteten Redensweise: Von einem »motivationalen Aspekt« des Gefühls läßt sich eben allenfalls metaphorisch sprechen. So wichtig es ist, ggf. einer handlungsauslösenden und -steuernden (bzw. verhaltensauslösenden und -steuernden) Komponente des Gefühls gewahr zu bleiben, so wichtig ist es auch, dabei nicht zu vergessen, daß eine solche Komponente nicht allein deshalb (also nicht allein, weil sie ähnliche Folgen hat) zur Motivation wird – schwerwiegende konzeptionelle bzw. theoretische Argumente verhindern das⁹⁶ (zumindest dann, wenn man das Konstrukt Motivation als begriffliches Werkzeug – also mit nicht beliebiger Bedeutung – beibehalten möchte). Zum anderen muß das, was metaphorisch als »motivationaler Aspekt« des Gefühls behandelt wird, sorgsam daraufhin unterschieden werden, ob es einen »bloßen« Emotionsausdruck (wie ein unwillkürliches Lächeln), eine komplexe instrumentelle Handlung (wie ein Ständchen *aus* Liebe, welches freilich ebenfalls *auch* ein Gefühl ausdrücken will – aber eben gerade

95 Gemeint ist die bei Scherer (1990a) als Steuerungs-Subsystem und in einer Reihe der von Kleinginna und Kleinginna (1981) herangezogenen Definitionen von ihnen als »motivational« bezeichnete Komponente.

96 Nicht alles, was die Straße naß macht, ist Regen; Überschwemmungsoffer wissen das ebenso gut wie die Fahrer von Reinigungsfahrzeugen.

intentional *will* und auch unterlassen werden könnte) oder ein irgendwie »unsauberes« Zwischending (wie den intentionalen Eingriff in ein unwillkürliches Lächeln) »veranlaßt«, also auslöst, antreibt und steuert. Auch muß unterschieden werden, ob wir ein durch das Gefühl veranlaßtes bloßes Verhalten vor uns haben, oder ein Handeln – leider deckt sich diese Unterscheidung nicht mit derjenigen zwischen dem (vor allem mimischem, gestischem, auch stimmlichem) Ausdruck von Gefühlen und all den Verhaltensweisen oder Handlungen, die nicht als Ausdruck von Gefühlen verstanden werden.⁹⁷ Denn in einem gewissen Sinne ist natürlich auch jede durch ein Gefühl veranlaßte Handlung »Ausdruck« dieses Gefühles, weil sie mit diesem Gefühl durch Verweisungszusammenhänge verknüpft bleibt. Ich kann aus Freude über eine Steuerrückzahlung lächeln oder mir etwas Schönes kaufen. Auch der Erwerb ist dann, wie das Lächeln, »Ausdruck« meiner Freude, aber eben in einem anderen Sinne: So besteht bspw. ein gravierender Unterschied in der Lesbarkeit für andere. Daher muß Raum für beide Unterscheidungen – der zwischen Verhalten und Handeln *und* der zwischen Ausdruck (i. e. S.) und Nicht-Ausdruck – offenbleiben, sie lassen sich nicht in einer Unterscheidung zusammenfassen. Kurz: Gefühle *können* uns dazu veranlassen, etwas (und allerlei ganz Unterschiedliches) zu tun, aber sie *müssen* es nicht. Dieses Merkmal in einer Emotionstheorie angemessen zu berücksichtigen hieße, es nicht zu verabsolutieren, dabei aber zu differenzieren.

5. Inwieweit wir fühlen können, ohne zu denken, hängt ganz davon ab, was wir als Denken bezeichnen wollen. Anders ausgedrückt: Ob Gefühle notwendig einer »kognitiven Komponente« bedürfen, läßt sich nicht unabhängig vom jeweils zugrundegelegten Begriff der Kognition beantworten. Ein weiter Begriff der Kognition⁹⁸ hat zur Folge, daß Gefühle ohne Kognitio-

97 Unterscheidungen wie die angesprochenen in Betracht zu ziehen erscheint allein bereits deswegen notwendig, weil keinerlei Plausibilität für die Annahme spricht, ein Gefühl wie Furcht »veranlasse« oder »verursache« auf vergleichbare Weise das Aufstellen mancher Körperhärchen wie das Suchen der Taschenlampe im Rucksack. Wenn ein nicht näher spezifizierter und obendrein falsch benannter »motivationaler Aspekt« dermaßen undifferenziert als Charakteristikum des Gefühls in eine Emotionstheorie eingeht, dann leistet dieses Charakteristikum keinen Beitrag mehr für das Bemühen, Gefühle näher zu bestimmen und von Nicht-Gefühlen abzugrenzen.

98 Ein Beispiel wurde im Kapitel 1.2.5 gegeben; weitere Beispiele lassen sich beliebig hinzufügen: »Denkt« eine Amöbe, wenn sie sich von einem sauren Umfeld weg oder auf Nahrung zu bewegt? »Denkt« mein Rechner bzw. mein Browser, wenn er eine häufig benutzte www-Adresse »selbständig« ergänzt? Man mag (und sollte) diese Fragen durchaus mit Nein beantworten – aber denkt meine Katze? Und wenn meine Katze denkt, warum dann nicht die Amöbe? (Den Rechner wird niemand ernstlich ins Gespräch bringen wollen.)

nen nicht mehr vorstellbar sind, ja, daß Gefühle zu einer »Unterklasse« einer allgemein gehaltenen und umfassenden »Kognition« werden – schon allein deshalb, weil ein Gefühl, das sich irgendwie »anfühlt« (vgl. These 1), eben – unmittelbar einsichtig – auch »gefühl«t, d. h. wahrgenommen (wenn auch nicht wie ein äußerer Reiz wahrgenommen) werden und bewußt sein muß. Ein enger, am Lösen ganz bestimmter Probleme orientierter Begriff der Kognition dagegen spielt für das Gefühl kaum eine Rolle – sieht man einmal davon ab, daß solche Kognitionen (wie vieles andere auch, also auf uncharakteristische Weise) der »Gegenstand« oder das Objekt eines Gefühls sein können, daß wir uns also bspw. über die Lösung eines Rätsels (oder unsere Pfiffigkeit) freuen können. Ein mittlerer, unter dem Einfluß des Kognitivismus konturierter Begriff der Kognition umschließt eine Reihe von psychischen Funktionen, die auf die eine oder andere Weise von großer Bedeutung für das Gefühl sind (bspw. Aufmerksamkeit, Gedächtnis und Erinnerung, mitunter gar Sprache) – bzw. genauer: Er umfaßt Funktionen, von denen die einen oder anderen bei vielen oder den meisten Gefühlen von Bedeutung sind, womit also noch keineswegs gesagt ist, daß sie (oder auch nur ein Teil von ihnen) wirklich für jedes Gefühl unverzichtbar sind. Wo immer eine solche Voraussetzung – Kognition als notwendige Komponente des Gefühls – dennoch gemacht wird, gilt es, genauer hinzublicken: Entweder sie ist richtig, besagt aber nicht viel, sondern paraphrasiert nur Banales (bei einem weiten Kognitionsbegriff), oder sie ist wohl richtig, könnte aber durch die Differenzierung der beteiligten psychischen Funktionsbereiche und eine gesonderte Erörterung ihrer Rolle für (unterschiedliche) Gefühle noch deutlich an Präzision und Erkenntniswert gewinnen (bei einem mittleren Kognitionsbegriff). (Oder sie ist, im Falle eines engen Kognitionsbegriffes, falsch; jedoch würde sie wohl der Vertreter eines solchen engen Begriffes kaum treffen.) In gewisser Weise können wir also durchaus fühlen, ohne zu denken – und in gewisser Weise können wir es durchaus nicht. Eine gegenstandsangemessene Emotionstheorie kann offenlassen, ob sie eine »kognitive Komponente« des Gefühls für unverzichtbar hält, wenn sie sich nicht in kraft- und zeitraubende Scharmützel bezüglich der Frage verwickeln lassen will, was eine Kognition überhaupt ist. Aber sie kann nicht darauf verzichten, die Rolle von Erinnerung, Bewußtsein, Aufmerksamkeit, Sprache usw. für die Gefühle zu berücksichtigen und zu bearbeiten. Und sie hat obendrein keinen Grund zu der aus arbeitsökonomischen Gründen wünschenswerten Unterstellung, daß diese Rolle (der jeweiligen »psychischen Funktionen«) für alle Gefühle in gleicher Weise bestimmt werden kann.

6. Wenn sich Gefühle in ihrem »zeitlichen Verlauf« unterscheiden – wenn es momentane, »instantane« gibt, aber auch zwei Varianten länger an-

dauernder, nämlich einmal relativ gleichförmige, zum anderen solche mit einem regelhaften, gestaltartigen Verlauf (vgl. Kapitel 1.1.3) –, dann muß eine Emotionstheorie, die ihrem Gegenstand gerecht werden will, diesen Unterschieden – also wenn man so will, der zeitlichen Dimension des Gefühls – Raum bieten und sie abzubilden erlauben. Eine Reihe von Emotionstheorien (vgl. Kapitel 1.3 und 2) konzipiert das Gefühl als Reaktion oder Antwort auf etwas: Und in dieser Voraussetzung ist eine zeitliche Dimension immerhin implizit berücksichtigt. Allerdings handelt man sich auch Probleme mit der (im übrigen in ihren Konsequenzen allzu funktionalistischen) Unterstellung ein, daß jedes Gefühl eine Reaktion (auf einen Reiz) sei: Möchte man die Augen vor der Wirklichkeit nicht gänzlich verschließen, muß man nämlich sogleich konzedieren, daß dieser »Reiz« keineswegs ein von außen kommender sein muß. Eine plötzlich und ohne erkennbaren Grund sich einstellende Erinnerung dient ebenso gut als »Auslöser« für Traurigkeit wie ein Knall als solcher für ein Erschrecken. Den Knall können wir problemlos als »Reiz« auffassen, aber die Erinnerung? Zumindest ist sie nicht direkt beobachtbar und büßt damit jene schlichte, unkomplizierte Meßbarkeit ein, die einen (von außen kommenden) »Reiz« aus der Sicht postbehavioristischer Positivisten so anziehend macht. Umständliche Hilfskonstruktionen, etwa dergestalt, daß sich keine Erinnerung »plötzlich und ohne Grund« einstelle, sondern stets zumindest assoziativ mit der Wahrnehmung der Außenwelt verknüpft sei, ob es der sich Erinnernde nun wisse und sagen könne oder nicht – daß also der Reiz (auf den das Gefühl reagiert) in einem solchen Falle eben nicht ein Knall, sondern ein Stuhl mit Korbgeflecht sei, dessen Wahrnehmung den Betrachtenden an eine kunstgewerbliche Korbflechterei erinnere, die ähnliche Stühle verfertigt habe und die er vor vielen Jahren mit seiner damaligen Freundin besichtigt habe, was ihn wiederum daran erinnere, daß seine damalige Freundin nicht mehr seine derzeitige Freundin ist sowie an die Begleitumstände dieser Veränderung, was ihn wiederum zu einer Traurigkeit veranlasse, die ihr Objekt in der nur scheinbar grundlosen Erinnerung an die Freundin findet, während sie den Korbstuhl vergessen hat usw. usf. –, solche Hilfskonstruktionen also lösen das skizzierte Problem (der Unterstellung einer Verursachung durch Reize) m. E. nicht, zumal sie an Plausibilität gewöhnlich im selben Maße ab-, wie sie an Kompliziertheit zunehmen. (Es ist eben, ganz schlicht gesagt, nicht der Korbstuhl, der uns traurig macht. Selbst dann nicht, wenn wir eine assoziative Kette – wie lang auch immer – im Einzelfall im Kopf behalten. Es ist die Erinnerung, die uns traurig macht.) Denn wie wollen Vertreter solcher »Reiz-Auslöser-Emotionstheorien« die beiden folgenden Fälle empirisch unterscheiden: a) Ein äußerer Reiz führt über eine beliebig lange Kette zu einer Erinnerung (die als Auslöser und Gegenstand eines Gefühls fungiert), von der der Fühlende

nicht mehr sagen kann, warum sie ihn gerade hier und jetzt »überfiel«, b) eine Erinnerung »überfällt« den Fühlenden gerade hier und jetzt, ohne daß es dafür einen Grund gibt (und dient sodann als Auslöser und Gegenstand eines Gefühls)? Wer demnach also die Rede von der notwendigen Verursachung (oder Auslösung) von Gefühlen durch Reize aufrechterhalten möchte, muß zumindest neben äußeren auch »innere Reize« (wie Erinnerungen) zulassen, die wiederum im Einzelfall lediglich spekulativ oder als Folge eines bloßen Postulats an äußere Reize rückgebunden werden können. So verstanden läßt sich zwar der Satz »Ein Gefühl ist immer die Reaktion auf einen Reiz« beibehalten – er wird jedoch zu einem bloß analytisch wahren Satz. Ob ihn eine gegenstandsangemessene Emotionstheorie beibehalten möchte, spielt m. E. keine Schlüsselrolle – interessanter und von allemal größerer Bedeutung für eine solche Theorie ist die Berücksichtigung der zeitlichen Dimension *nach* der »Auslösung« eines Gefühls, also der zeitliche Verlauf des interessierenden Phänomens selbst. Eine Emotionstheorie, die Aussagen über mehr als einen ganz bestimmten Typ des Gefühls treffen will, muß mit der temporalen Vielgestaltigkeit dessen, was ihr Gegenstand ist, umgehen können.

7. Gefühle »setzen sich« im Regelfall auf unterschiedliche Weise aus unterschiedlichen Komponenten oder Elementen »zusammen«. Damit ist gerade *nicht* gemeint, daß *jedes* Gefühl *stets* einen motivationalen oder kognitiven (oder anderen) »Aspekt« habe, oder daß es aus einer unabhängig vom konkreten Einzelfall vorab festlegbaren Menge von Teilprozessen zusammengesetzt sei (vgl. Kapitel 1.3.1, etwa den abschließend wiedergegebenen »Kompromißvorschlag« Kleinginnas und Kleinginnas, sowie Kapitel 1.3.2). Erstens scheint keine dieser Komponenten im Einzelfall wirklich unverzichtbar – abgesehen natürlich von derjenigen des Erlebens (vgl. These 1) sowie vielleicht, je nach begrifflicher Konkretisierung, einer »kognitiven« (vgl. jedoch Kapitel 1.2.5 sowie These 5) –, zweitens erschöpfen sie umgekehrt keinesfalls die Menge der psychischen Funktionen, die (im Einzelfall) eine gewichtige Rolle für das Gefühl spielen *können* (man denke beispielshalber nochmals an Erinnerungen, aber auch an Imaginationen, an andere Gefühle usw. – vgl. Kapitel 1.1.4). Während also einerseits die in den meisten gängigen »Definitionen« des Gefühls herangezogenen Komponenten nicht vollständig diejenigen zu umfassen scheinen, die eine konstituierende Rolle für ein bestimmtes, einzelnes Gefühl spielen *können*, werden diese Komponenten andererseits im Hinblick auf ihre *begrifflich-konzeptionelle* Rolle für das Gefühl als solches (und ungeachtet der Vielgestaltigkeit dieses Gegenstandes) in einem Maße überschätzt, welches nicht selten bis zur Behauptung ihrer Unverzichtbarkeit reicht. (Demgegenüber scheinen die unterschiedlichsten Gefühle nach den bis

hierher geleisteten Überlegungen lediglich den »Erlebensaspekt« zu teilen, während es bei anderen Elementen zu mehr oder minder großen Überschneidungen kommt, die jedoch niemals das ganze »Phänomenfeld« umfassen. Sieht man vom Erlebensaspekt ab, so teilen Gefühle damit Merkmale auf eine Art und Weise, die es gerechtfertigt erscheinen läßt, sich die unterschiedlichsten Gefühle durch eine Familienähnlichkeit im Wittgensteinschen Sinne [vgl. Wittgenstein 1990, bes. Abschnitt 67, S. 278] verbunden zu denken.) Insoweit diese Diagnose geteilt wird, eröffnet sich ein wichtiges Feld des Nachdenkens und der empirischen Forschung für jede Emotionstheorie: Neben einer Konkretisierung und Präzisierung der einzelnen Komponenten, die in ein Gefühl eingehen können (wie sie ansatzweise etwa für »Motivation« und »Kognition« geleistet wurden), stellt sich dann nämlich vor allem die Frage, *auf welche Weise* man sich die »Zusammensetzung« aus diesen Elementen vorzustellen hat. In Kapitel 1.1.4, wo simple (oder einfache) von komplexen (oder zusammengesetzten) Gefühlen unterschieden wurden, wurde formuliert, daß verschiedene Elemente oder Komponenten »in das Gefühl eingehen«. Eine dem Gegenstand angemessene Emotionstheorie müßte Antworten auf die Frage anbieten, *wie* sie das tun.⁹⁹

Nunmehr sind also, das erste Kapitel abschließend, die wichtigsten Ergebnisse zusammengefaßt, die die begriffliche Arbeit am Gefühl bislang erbracht hat. Diese Ergebnisse (sowie die weiteren, nicht mehr eigens wiederholten Resultate der Arbeit in den Kapiteln 1.1 bis 1.3) markieren m. E. bedeutsame Eckpunkte für jede Theorie vom Gefühl, die mehr (und anderes) will, als vorab getätigte Setzungen zu reifizieren. Sie zeigen Eigenschaften des interessierenden Gegenstandes, hinter die eine Emotionstheorie nicht so ohne weiteres zurückfallen kann, und sie stecken Problemfelder ab, mit denen eine solche Theorie sich beschäftigen müßte. Damit ist der Weg nun frei, sich einige »Klassiker« der Emotionspsychologie näher zu betrachten, ihre Auffassung vom Gegenstand ebenso wie ihre Behandlung der skizzierten Problemfelder.

99 Beim gegenwärtigen Stand der vorliegenden Überlegungen kommen m. E. zwei Antwortvarianten in Frage, die in einem späteren Kapitel etwas weiter ausgeführt werden sollen: zum einen eine »Gefühlsbildung«, die in Analogie zu Gestaltbildungsprozessen formuliert wird, zum anderen eine solche in Analogie zur Bildung einer Erzählung. Beide Varianten unterscheiden sich in wichtigen Charakteristika fundamental, etwa hinsichtlich des zeitlichen Aspektes (plötzlich vs. sequentiell) oder der Rolle, die die Kategorie »Sinn« für sie spielt (irrelevant für die Gestaltbildung vs. Ordnungskriterium bzw. Produkt der Erzählung). Beide kommen daher als Idealtypen für die Prozesse bei der Bildung je unterschiedlicher Gefühle in Frage.